



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

15. Jahrgang.

Blumenau, im Januar 1922.

Nr. 1.

Neujahr.

2. Korinther 5, 17. Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.

Wir wünschen uns zu Neujahr alles Gute. Je älter wir werden, und je mehr das Leben uns von seinen Lasten zu tragen gegeben hat, um so herzlicher werden unsere Wünsche. Haben wir einen Menschen, der uns von Herzen lieb ist, so sagen wir ihm: das kommende Jahr möge wirklich ein neues für ihn sein, ein neues innen und außen.

Als Paulus die obigen Worte an die Korinther schrieb, sprach er davon, wie in ihm alles neu geworden war, wie aber auch das Alte vergangen wäre. Soll das kommende Jahr ein wirklich neues für uns werden, so müssen wir unsern Wesen viel Altes hinweg, viel Altes aus uns entfernen gegen Gott, viel Altes aus unserm Verhalten ausschalten.

Wollen wir denn im Leben das Alte behalten? In unsern besten Stunden nehmen wir uns vor, in Wirklichkeit aber leben wir ganz fern davon, wie wir es uns können und wie wir uns vergnügen Stunden unser Leben im Dienst der Wahrheit zu verbringen. Soll, wer läßt sich darüber graue Haare werden, der trachtet wir wohl zu geachteten Tugenden ziehen, die uns im späteren Leben in weitem Maße das Bewußtsein, daß wir einen erziehen müssen: zu dem, was es nichts Höheres gibt, als das Leben zu sein, und daß nur der das Leben in sein Reich des Geistes einbringen kann.

Und unsere Taten sind oft unversöhnlich. Da wir immer das Schlechte tun, so werden wir tot. Und sucht und Liebesgemeinschaft der Menschen, die den Andern streben, als sei das Leben ein Kampf.

Das alles muß verworfen werden. Unser Handeln muß ein ununterbrochenes Werden und Bestehen im Guten sein, ein stetes Leben. Und gegenüber den Menschen soll das unser Bestreben sein: wir wollen ein Herz für sie haben, Mißtrauen und Scheelsucht müssen aus dem Verkehr verschwinden.

Wie geschieht das?

Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Daß in dir die Gesinnung emporwachsen, die Christus hatte. Kenn auch du nichts anderes, als daß du den Willen Gottes tust und vollendest sein Werk. Dann bleiben wir nicht mehr in der Gottesferne, in der wir dahingehen, dann kommen wir ihm näher und werden Gottesmenschen, deren We-

sen aus dem Born der ewigen Wahrheit und Güte getränkt wird. Dann schließen sich auch die Klüfte, die sich zwischen den Menschen auftun. Die Menschen merken: es gibt Liebe und Treue, es gibt selbstloses Wohlwollen und selbstlose Hingabe. Und aus dem staunenden Erkennen steigt Vertrauen empor, jenes Vertrauen, das die Herzen der Menschen einander erschließt und das aus der Hölle des Lebens ein Paradies der Freude und Schaffenslust werden läßt.

Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.

Wer danach lebt, dem ist dies Wort nicht bloß ein frommer Spruch, der im Herzen ein schönes Gefühl wachruft und weiter nichts, und der gar manchen zu einem Augen-ausschlag verleitet, dem kann das Wort zu einer Quelle werden: aus der fließt ihm die Kraft, die ihm das kommende Jahr zu einem wahrhaft neuen wendet, zu einem neuen innen und außen.

R.

Gibt es einen Gott?

Die Frage wird heute von Tausenden von Menschen gestellt. Ich glaube, daß auch mancher Leser des „Christenboten“ sich gestellt hat. Es ist die Sehnsucht, zu wissen, ob es einen Gott gibt, der diese Frage hervorruft, bei der aber auch die Ungewißheit, ob eigentlich mit der Frage alles vorüber ist, oder ob wir dann ein neues Leben beginnen. Manchmal scheint es dabei, als ob eine große Sehnsucht, die man haben möchte, es wäre alles vorbei, weil sie dem Wiedersehen im Jenseits und vor Gottes Angesicht entgegenzueilen; andere wieder ersehnen ein Wiederleben und ein neues Leben, weil ihnen der Gedanke, es könne alles vorüber sein, sie könnten in ein Nichts versinken, fürchterlich ist. Beiden sollen diese Zeilen zum Nachdenken dienen. Ich bin mir nicht ein, daß mein kleiner Aufsatz die Fragen lösen kann, um die seit Menschendenken die Weisesten gerungen haben. Aber daß der eine oder andere sich mit solchen Fragen abgibt, das wäre schon Gewinn.

1. Gibt es einen Gott?

Ich kann niemanden an der Hand nehmen und ihn dahin führen, wo er Gott sehen kann. Ich kann auch keinem wie im Rechenexempel beweisen, daß mit der Sicherheit von zweimal zwei = 4 auch Gottes Dasein nachzuweisen sei. So leicht macht es uns der liebe Gott nicht. Für Menschen, die sich sehr weise dünken, aber nicht nachdenken wollen, ist er nicht da. Es ist sehr bezeichnend, daß nur Kinderglaube oder tiefes Nachdenken zu Gott führt, daß aber die Zwischenstufen der Halbbildung, Einbildung und ähnlicher „Bildungen“ ganz sicherlich an ihm vorbeistappen. Vor einiger Zeit hörte ich im Eisenbahnwagen ein Gespräch, in dessen Verlauf ein Herr erklärte: „Ich halte nichts von Religion, ich bin ein Freigeist“. Darauf sagte ihm ein anderer: „Das heißt, du hast noch nie in deinem Leben darüber nachgedacht!“, was ihm der erste denn auch lachend zugab. Die von Gott nichts wissen,

sind meistens solche, die nichts von ihm wissen wollen, und die darum auch noch niemals überlegt haben, daß es doch eine Ursache haben muß, wenn Millionen von Menschen an Gott nicht nur glauben, sondern für diesen Glauben auch Gut, Ehre und Leben einsetzen. — Natürlich gibt es auch tiefnachdenkliche Gottsucher, die Gott nicht finden — es sei nur Niessche genannt — aber sie sind die Minderheit gegenüber der großen Masse derer, denen der „Freigeist“ nur Dedmantel für ihre tatsächliche Gedankenlosigkeit ist.

Es soll zunächst einmal festgestellt werden, daß der Glaube an eine höhere Macht dem Menschen natürlich ist. — Ich spreche hier noch nicht von dem Gott, zu dem wir im Gebet des Herrn „Unser Vater“ sagen, ich spreche von einer überirdischen Macht an sich. So lange es Menschen gibt, ist an eine solche Macht geglaubt worden. Die Vorzeitmenschen gaben ihren Toten Waffen und Speise mit ins Grab, sie glaubten also an ein Weiterleben nach dem Tode, und somit auch an eine Gottheit, und an eine Gottheit glauben auch die rohesten wilden Völker Australiens oder Innerafrikas. Ohne Götzen oder Gottheiten, ohne irgend eine Religion, war noch nie ein Volk. Genau genommen ist nicht einmal ein einzelner Mensch ohne Religion, gibt es eigentlich überhaupt keine „Atheisten“, d. h. Gottlose. Es gibt wohl „Antitheisten“, d. h. Gottfeinde, die von Gott nichts wissen wollen, es gibt Gleichgültige, die nach dem Spruche handeln:

„Mach dir dein Leben diesseits schön,
Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen.“

Aber bei ihnen ist meistens an Stelle des Glaubens der Aberglaube getreten. Und dann gibt es Menschen, die sich einbilden, sie wären ohne Religion, weil ihnen die äußeren Formen unserer Gottesdienste und die Formulierungen unseres Glaubens nicht genügen, dabei sind sie so voller Hingabe an ein großes Ziel, daß ihnen in Wahrheit „religio“, d. h. ein Gebunden-sich-fühlen an höhere Macht und Pflicht, im tiefsten Herzen steckt.

Der Gottesgedanke ist ja auch unausweichlich.

Um uns das klar zu machen, wollen wir einmal wie jener französische Philosoph Cartesius mit der Tatsache des „Ich“ anfangen. Ich, der dieses liest, ich bin da. Aber damit ich da sei, mußten zwei ganz verschiedene und doch sich ergänzende Wesen, meine Eltern, vorhanden gewesen sein. Zu meinem Dasein war nicht mein Wille nötig, sondern der zweier anderer, auf deren Tun und Lassen ich keinerlei Einfluß hatte. Bei ihnen war das gleiche der Fall, und diese Gedankenreihe kann ich fortsetzen bis zu den fernsten Tagen der Vorzeit.

Das ist keine Spielerei, sondern wenn wir allein diese Tatsache durchdenken, ergibt sich uns schon ein Bewußtsein einer besonderen Art. Wir unterscheiden zwischen dem „Ich“ und dem „Nichtich“, aber wir stellen fest, daß das „Ich“ wirkliche Dinge, die von uns unabhängig sind, auf unser Leben entscheidenden Einfluß haben. Dieses „Nichtich“ ist nicht eine einzelne Persönlichkeit, sondern eine ganze unübersehbare Reihe von Persönlichkeiten, die teils wieder abhängig sind von Dingen und Personen, die sie keinen Einfluß haben. Wer darüber nachdenkt, dem kommt zum mindesten die gleiche Ehrfurcht, wie wir sie vor dem unübersehbaren Meer haben, zugleich aber beim Betrachten der Zweckmäßigkeit und Ordnung, die in dem allen herrscht, der Gedanke, daß ein großer leitender Wille über dem alles stehe. Der Gedanke an eine schöpferische Ursache, an eine göttliche Macht wird in uns lebendig. Ob wir sie Natur, Kraft, Substanz, Materie nennen, ist letztlich gleich. Das sind doch alles nur Ersatznamen für die Gottheit.

Aber wir wollen noch einmal zum Anfange zurück. Wir fangen damit an, daß wir sagten „ich bin da“. Damit unterscheiden wir unser „Ich“ von der uns umgebenden Welt, dem „Nichtich“. Aber wir taten noch mehr. Alles was in uns und um uns gewesen war, was ist und was sein wird, fassen wir zum „Ich“ zusammen. Unsere Kinderspiele, unsere Kenntnisse aus der Schulzeit, unsere Sünden, unsere guten Taten, unsere Wünsche, unsere Befürchtungen — dazu unser Leib — alles das bildet in unserem Bewußtsein eine große Einheit „Ich“, und ist doch eigentlich ein buntes Mosaik von Körperlichem und Geistigem, Gewesenem, Seiendem und Werdenem. Darin, daß wir das alles im „Ich“ zusammenfassen, also zum Selbstbewußtsein kommen, machen wir erst uns ein geordnetes Wollen und Arbeiten möglich. Jemanden, der nicht dieses Bewußtsein des „Ich“ hat, sperren wir in ein Irrenhaus, weil er untauglich ist, etwas zu leisten. Aber indem wir an uns

die Zusammenfassung des „Ich“ vollziehen, müssen wir sie mit Notwendigkeit auch an dem, wovon wir uns im Selbstbewußtsein unterscheiden, am „Nichtich“ vollziehen. Wir müssen die uns umgebende Welt als ein ganzes anschauen. Das ist Denknöwendigkeit! Denn Denken heißt die Eindrücke, die wir im Sehen, Hören, Fühlen sammeln, zu einem geordneten Ganzen zusammenfügen. Ohne Zusammenfügung und Ordnung der Eindrücke nach Ursache und Wirkung gibt es kein Denken. Und da will es die Art unseres Denkens, daß wir unausweichlich dem Ganzen des „Nichtich“, der Welt, die wir anschauen, auch einen inneren Zusammenhang, einen leitenden Willen zuschreiben. Wir müssen das, wenn wir denken wollen. Alle Versuche, in mechanistischer Weise dem zu entgehen, sind gescheitert.

Nun haben wir in der vorigen Ueberlegung, die von unserer Geburt ausging, festgestellt, daß das „Nichtich“ uns unendlich überlegen ist, weil es uns Leben gab, während wir keinerlei Einfluß darauf besaßen. In dieser zweiten Ueberlegung schreiben wir ihm einen leitenden Willen zu. — Eine uns unendlich überlegene Macht mit leitendem Willen ausgestattet: was wäre das anders als die Gottheit?

Das ist eine etwas umständliche Art und Weise, das festzustellen, was sich der gesunde Menschenverstand ohne viel Umschweife von selber sagt: es gibt kein Geschaffenes ohne Schöpfer! Wie keine Nähnadel, kein Messer, überhaupt nichts Zweckmäßiges von selber entsteht, sondern eine schaffende Menschenhand und einen überlegenden Menschenstirn braucht, so ist es dem menschlichen Gehirn unvorstellbar, daß der viel feiner gearbeitete und viel zweckmäßigere Leib eines Menschen oder Tieres ohne Absicht und Ueberlegung sich selber geformt habe. Der berühmte Physiker Heinrich Hertz, der Entdecker der elektrischen Wellen, sagt in den „Prinzipien der Mechanik“ (Leipzig 1894): „Wollen wir ein abgerundetes, in sich geschlossenes, gesetzmäßiges Weltbild erhalten, so müssen wir hinter den Dingen, welche wir sehen, noch andere unsichtbare Dinge vermuten, hinter den Schranken unserer Sinne noch heimliche Mitspieler suchen.“ — Hertz sucht diese heimlichen Mitspieler in Masse und Bewegung, obwohl dies auch noch keine Erklärung ist. Worauf es aber hinauskommt, ist eben die Tatsache, daß ein Weltbild, ein „Nichtich“, dem Denker ohne eine geheimnisvolle Endursache undenkbar ist.

Nicht, daß wir als Endursache „die Materie“ oder irgendeine ursprüngliche Kraft annehmen. Wenn wir das tun, so denken wir Selbstbewußtsein und Willen, also eine geistige Macht. Aber ebensowenig, wie ich ein Schneidmesser, das selbsttätig nach Bedürfnis aus der Schneidmühle, übermorgen Segelboot und am Sonntag Flugzeug mir vorstellt, daß die Gesetzmäßigkeit der uns umgebenden Natur finden, von einer unverständlichen und willenlosen Kraft her zu erklären, so finden wir überall, wie wir festgestellt haben, die Tatsache erklären, daß Pflanzen in bestimmter Gegend zum Vorschein kommen? — Es ist die genaueste ausgefüllte Karte, die man als zureichende Erklärung annehmen kann, daß das Leben in der Natur immer dasselbe ist, wie es von Knaben gezeichnet wird, die eine höhere Sterblichkeit annehmen, daß ein fast gleiches Leben besteht?

Wenn wir also vorhanden, sie läßt sich nicht von Tatsachen ohne weiteres erklären. Das alles nachdenken, ergibt sich ohne weiteres, daß die Kraft, die alles geschaffen hat, mit unendlich großer Vernunft begabt, sonst wäre es unmöglich, daß sie solche Gesetze aufstellt und durchführt. — Unser Nachdenken führt also zu einer vernunftbegabten Urkraft oder Allmacht, d. h. zu Gott.

Diesem Gedankenschluß kann man, soweit ich sehe, nur auf zwei Weisen entrinnen. Die eine ist die, daß wir alle Erscheinungen, schließlich auch uns selbst, als Einbildungen, ansehen u. die Wirklichkeit derselben bestreiten. Die andere Weise ist die, daß wir unser Denken für unmaßgeblich erklären. — Also entweder sagen die Gottbestreiter: „ich weiß nicht, ob ich und die Welt da sind. Vielleicht ist alles nur ein Traum.“ — Nun, wer so

denkt, dem ist nicht zu helfen, höchstens daß man mit der Einbildung einer Nadel der Einbildung seiner Nase zu nahe kommt und seiner Selbsteinbildung Gelegenheit gibt, sich Narzumachen, ob der Stich, den er fühlt, Einbildung ist oder nicht. Oder sie sagen: meine Gedankenschlüsse sind nicht bindend. Ich gebe zu, daß ich so denken muß, aber das beweist noch nicht die tatsächliche Richtigkeit dessen, was ich denke. So urteilt beispielsweise Niezsche, er sucht aus der Seelenkunde nachzuweisen, wie die Menschen zu ihren, seines Erachtens falschen Schlüssen kommen. Er gibt nur keinen Beweis dafür, daß unsere Schlüsse falsch sind, und er gibt auch zu, daß diese Schlüsse eben dem von ihm verachteten menschlichen Denken angemessen sind.

Nun, wenn die Gedankenfolge dem menschlichen Denken angemessen ist, so wollen wir sie nur getrost festhalten. Denn einen Gedanken nur darum für nichtbindend erklären, weil unser ganzes Denken ein Irrtum sein kann, heißt schließlich: das Denken aufgeben. Und ist ungefähr ebenso geistvoll, wie wenn jemand auf den Gedanken käme, in dem Essen, das er zu sich nimmt, könnten unter Umständen Giftstoffe enthalten sein: also höre ich überhaupt auf, zu essen.

Also mit beiden Einwürfen mögen sich die Psychologen, die Seelenkundigen, abgeben, oder auch die Ärzte. Für den gesunden Menschenverstand der Mehrheit ist nun einmal das, was man denkt, so lange richtig, als keine Denkfehler nachgewiesen werden. — Tatsächlich führt eben die Ablehr von Gott nicht zu höherem Wissen, sondern zum bloßen Bestreiten alles Gegebenen, was ja fälschlich oft für ein besonders hohes Wissen angesehen wird, weil dem Kurzsichtigen Kritik für Wissen gilt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines alten Pfarrers.

Von Wilh. Lange.

II. Wanderjahre.

1. In Böhmen.

Als junger Mann von 23 Jahren wurde ich berufen, einer evangelischen tschechischen Gemeinde in Böhmen als Geistlicher zu dienen. Da galt es zunächst die tschechische Sprache zu erlernen, und ich begab mich zu dem tschechischen Sprachlehrer in Pottenstein an der Elbe, wo es eine kleine evangelische Gemeinde gab, neba, ein. Selten habe ich wieder gend gefunden, deren wildschäumen Berge ich mit der Grammatik in d genossen habe. Da die Bevölkerung sprach, so lernte ich unter dem Zw des eigenen Willens bald mich mit Einige Male predigte ich in deutscher Dolmetschers, der sah für sah trug. Da das für beide Teile, erfreulich ist, so wagte ich's, eine beiten und vorzulesen. Gewi ich wurde verstanden. Me hielt ich meine erste und z schen Sprache. Inzwisch Gemeinde in Rußland und meine Berufung erhielt ich den Austr

In Polen lebten damals sehr viele deutsche Kolonisten, teils aus „Schwaben“ genannt, teils aus Pommern. Die Gebiete waren fast nur von Deutsche bewohnt, die im allgemeinen recht gut standen, namentlich in den fetten Niederungen der Weichsel in der Umgegend von Warschau herrschte ein wirklicher Wohlstand. Welch ein Abstand, wenn man aus einer solchen sauberen deutschen Kolonie in ein Polendorf kam! Elende, zerfallene Hütten, Schmutz auf den Straßen, viele Betrunkene und sehr viele bissige Hunde und zerlumpfte Kinder. Lehtere waren häufig nur mit einem Saß bekleidet, in den man drei Löcher geschnitten hatte für den Kopf und die Arme. Billig und praktisch! Der Hauptschmutz in den Häusern waren die Betten, auf denen die fein gestickten Federkissen oft bis an die Decke aufgestürmt lagen und, wenn die Sonne schien, in die offenen Fenster gelegt wurden. Das waren aber

nur Paradebetten, die nie benutzt wurden. Der Pole und auch der Russe schläft auf und neben dem in der Wohnstube befindlichen riesigen Ofen in trautem Verein mit Hunden, Katzen und kleineren niedlichen beißenden Tierchen. Sonntags geht das ganze Polendorf, Groß und Klein, zur Kirche. Doch halten sich die Leute meistens nicht in, sondern vor der Kirche auf. Wenn sie 5 Minuten in der Kirche waren, so glauben sie genug getan zu haben, aber stundenlang stehen sie schweigend davor, die Frauen alle in Kleidern von bunt-grellen Farben.

Die Deutschen lebten abge sondert von den Polen, aber die Schwaben und Pommern konnten sich untereinander nicht recht vertragen. Ein beliebtes Schimpfwort bei Lehteren war: „Du Schwab“, bei Ersteren: „Du Pommer“. Ebenso wurden die dort in allen Häusern verbreiteten, unseren Baraten ähnlichen Käser von den Pommern „Schwaben“, von diesen „Pommern“ genannt, während sie von den Polen als „Preußen“ bezeichnet wurden. Ein sehr reges christliches Leben herrschte unter den Deutschen. Es gab nur wenige protestantische Kirchen und Pastoren, und drum nicht zu oft Gelegenheit zum Gottesdienste. Dafür wurden von den Lehrern in jeder Kolonie allsonntäglich vormittags und oft auch noch nachmittags sehr gut besuchte Lesegottesdienste gehalten. An den hohen Festen hielt man stets 3 Feiertage mit 6 Gottesdiensten, alle gleich, stark besucht. Tanzvergnügungen usw. kannte man nicht. Ein großer Teil der Leute hatte, um seinen religiösen Bedürfnissen zu genügen, eine engere Gemeinschaft gebildet und stand in Verbindung mit der „Evang. Brüdergemeinde“, von welcher der Schreiber dieser Zeilen als Reiseprediger oder, wie die Leute dort sagen, als „Pfleger“ ausgesandt war.

Wie gestaltete sich nun meine Tätigkeit? Begleite mich auf einer meiner Reisen! Mein ständiger Wohnsitz war die große Schwabenkolonie Leonberg, wo neben meinem Hause ein mächtiger, schöner Betsaal stand, der gegen 500 Personen faßte. Harmonium, Posannenchor, Gesangsverein verschönten unsere Gottesdienste. Von Leonberg aus bereiste ich zweimal im Jahre meinen ausgedehnten Bezirk. Zwischen den einzelnen, 3—5 Wochen dauernden Reisen war ich vielleicht 2, oft nur 1 Woche zu Hause. Man reist im offenen Landwagen, der Britschka, in der man auf Strohbinden sitzt. Auf den schändlichen, lebensgefährlichen, eßt „polnischen“ Wegen ist das Fahren ein zweifelhaftes Vergnügen. Nach zweistündigem Schütteln gibt's eine unfreiwillige Pause, denn wir begegnen einer langen, sehr langen Prozession, die einem vorangetragenen polnischen „Heiligen“ folgt. Wohl oder übel müssen wir, um nicht den Fanatismus der Menge zu erregen, absteigen und mit demütig abgezogenem Hute die in langsamstem Tempo hinschreitende Prozession vorüberlassen. Eine vierstündige

Reise bringt uns ans heutige Reiseziel, die deutsche Kolonie. Bei einem Kolonisten nehme ich Quartier. Am nächsten Tage besuche ich die deutsche Gemeinde begrüße. Als ich am andern Morgen erwache, höre ich viele Stimmen. Was ist los? Ja, die Hausfrau und viele Nachbarn, wohl an die 40 Personen, sammeln sich in der großen Stube und erwarten, daß der „Pfleger“ noch vor dem Kaffee „den Morgensegen“ halte, der zu kurz. Nachher beginne ich damit, die einzelnen Familien in ihren Häusern aufzusuchen zu seelsorgerischer Besuche zum Trösten und Erbauen, zu Gesang und Gebet. In einem Tage kann ich 5—6 Hausbesuche machen, muß mich darum um alle Familien zu besuchen, etwa 14 Tage in Sternhausen aufhalten. In jedem Hause wird mir auch gastfrei etwas zu Essen aufgetragen. Im ersten Hause gibts in Speß, und im zweiten in sehr viel Speß gebratene Eier; im dritten Eier mit Speß, im dritten Speß mit Eiern und so fort. Das macht für den Tag 5 mal Speß-Eier. Und so 5 Wochen hinter einander. Ja, der „Pfleger“ muß nicht nur viel reden, sondern auch einen guten Magen haben. Eine wahre Wohltat war es, wenn einmal eine Hausfrau mit verständnisvollem Lächeln sagte: „Ja, Herr Pastor, ich weiß schon“, und statt Eier-Speß vielleicht Radeln brachte. Beim Abschied aus dem Hause langte dann der Hausvater in die Tasche und drückte mir einen Geldschein in die Hand mit den Worten: „Das ist für Sie“. Dann bekam ich einen zweiten Händedruck mit Einlage und dazu: „Das ist für die Mission“. Das zuerst Empfangene steckte ich in meine Linke, das zweite in die rechte Hosentasche. Mir war das anfangs recht peinlich, auch „für mich“ solche Gaben in Empfang zu nehmen. Aber da ich kein Gehalt bezog, so war ich auf diese patriarchalische Art der Besoldung angewiesen. Von einer fünfjährigen Reise brachte ich wohl 3—400 Rubel = 6—800.000 für die Mission mit nach Hause.

War man nun nach 6 solchen Hausbesuchen recht müde, körperlich und geistig abgespannt, so gings nicht etwa nach Hause, sondern in den Besaal zu einer — möglichst langen — Abendversammlung. An eine Vorbereitung war natürlich nicht zu denken. O, wie habe ich da oft geseufzt und gebetet! Nicht selten habe ich, während ich ein Eingangslied singen ließ, mir erst einen Text gesucht, über den ich predigen wollte. Der Sonntag war natürlich auch kein Ruhetag, sondern brachte wenigstens 2 Gottesdienste. Wie unsagbar schwer und drückend war mir dieses viele und unvorbereitete Reden, also täglich Morgensegen und Abendversammlung, dazwischen 5 Hausbesuche, und immer etwas Neues bieten. Aber schön war es auch zu sehen, wie die Herzen voller Verlangen nach christlicher Gemeinschaft und Erbauung waren. Fuhr ich dann, wenn ich in einer Kolonie fertig war, in eine andere, so begleiteten mich gewöhnlich 2—3 Wagen voll Leuten, die auch meine Besuchszeit dort noch miterleben wollten. Mir Unmusikalischen kam es sehr zu statten, daß wir fast überall Posaunenschöre zur Begleitung in den Gottesdiensten hatten. Das waren sehr schwere, aber auch sehr schöne und erhebende Reifewochen, nach denen ich mich gern wieder 14 Tage zu Hause ausruhte, d. h. mit Predigt Sonntag vor- und nachmittags und Abend-Versammlung am Mittwoch und Sonnabend.

Natürlich erlebte man mancherlei Interessantes auf diesen Reisen. Ich will hier nur eines erwähnen, was ich auf einem meiner öfteren Besuche in Warschau, der Hauptstadt Polens, sah. Es war irgend ein patriotischer Feiertag, ich weiß nicht mehr, aus was für einer Veranlassung. Ich höre plötzlich ein eigentümliches Tönen: dumpfe Schläge mit Piepen und Pfeifen. Ein Regiment Militär marschierte aus zur Parade, vornweg die Militärmusik, bestehend aus — sage 2 Trommlern und 3 Pfeifern. Doch das ist nun schon 38 Jahre her. Am Abend sollte große Illumination sein. Tags vorher erschien ein Ukas (Befehl) der Polizei: „Morgen dürfen alle Hauswirte illuminieren“. („Dürfen“ heißt aber so viel als „müssen“.) Ich sah dann die Illumination. Alle Häuser dunkel, kein erleuchtetes Fenster. Aber auf den Straßen brannten hart am Rande des Kimssteins auf das Pflaster, in Abständen von 50 Zentimeter aufgestellte kleine Dellämpchen, die einen gräulichen Gestank verbreiteten. So feierte damals die Hauptstadt Warschau ihre patriotischen Festtage.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem „gelobten Lande“.)

Von P. Lange.

Palästina, nachdem es von der Türkenherrschaft der das Land verlorbete, befreit ist, ist von den Ländern besetzt und wird von ihnen im Auftrag des Bundes verwaltet. In dem von England besetzten Gebiete leben 628 000 Seelen, nämlich 500 000 Araber (Mohammedaner), 65 000 Christen und 63 000 Juden. In der Stadt Jerusalem rechnet man 13 000 Mohammedaner, 15 000 Christen, 35 000 Juden, wozu dann noch das englische Besatzungsheer kommt. Den während des Krieges vertriebenen Deutschen ist die Rückkehr gestattet worden, und mutig gehen sie wieder an die Arbeit. Die Handwerker finden Beschäftigung genug, denn jeder, selbst die Engländer, läßt am liebsten bei den Deutschen arbeiten. Jede Woche kommt auch ein deutscher Frachtdampfer aus Hamburg, voll beladen mit deutschen Gütern. Nichts wird so im Lande gesucht wie deutsche Waren. Jedermann zieht sie allen anderen vor, allen voran die Engländer. So kommts, daß Deutschlands Einfuhr nach Palästina schon wieder an zweiter Stelle steht. Die Deutschen Palästinas halten treuer zusammen als vor dem Kriege. Das Unglück hat sie zusammengeschlossen. Ihre Vaterlandsliebe ist vorbildlich, allgemein die Treue und Liebe zum deutschen Kaiser. Eine angesehene Deutsche in Nazareth sagt mit Tränen in den Augen: „Ich schließe unsern Kaiser jeden Abend in mein Abendgebet ein, ich kann nicht anders“.

Es gibt oder gab in Jerusalem 12 deutsche evangelische Anstalten, die während des Krieges bis auf 2 von den Engländern in Besitz genommen wurden. In den Händen der Deutschen blieb nur die Erlöserkirche und das Ausläsigen-Asyl der Brüdergemeine. (Während früher Jerusalem von ausläsigen Bettlern wimmelte, sieht man jetzt keinen mehr:

sie sind alle dem Krieg, Hunger und Seuchen erlegen. Nur in dem oben genannten Asyl befinden sich noch 23 und in Siloah 3 Ausläsige.) Die anderen 10 deutschen Anstalten (Waisen- und Krankenhäuser, Schulen usw.) sind den Deutschen auch heute noch nicht zurückgegeben, sondern dienen zu Kasernen für die englische Besatzung und anderen Zwecken. Eine Ausnahme macht das Syrische Waisenhaus des Pastor Schmeller, das am 30. Juni den Deutschen wieder übergeben wurde. Hier werden 450 Waisenkinder verpflegt.

Die Zionisten. Schon früher wurde in diesem Blatte über den Zionismus berichtet. Man versteht darunter das Bestreben gewisser jüdischer Kreise, die Juden nach Palästina zu verpflanzen und in diesem Lande einen jüdischen Nationalstaat zu gründen. Die Engländer haben das begünstigt und den Juden große Versprechungen gemacht, auf welche diese ganz übertriebene Hoffnungen gebaut haben. Man träumte schon von einer Wiederaufrichtung des „Reiches Israel“. Einen „Musterstaat, der den Völkern der ganzen Welt zum leuchtenden Vorbilde dienen solle“, wollte man in Palästina entstehen lassen. Es ist anders gekommen, die Hoffnungen sind sehr herabgestimmt. Der Gründe dafür sind verschiedene. Vor allem fühlen sich die Juden in den meisten Ländern Europas so wohl — kein Wunder! denn sie sind ja die herrschende Klasse —, daß sie gar nicht daran denken, nach dem „gelobten Lande“ in unsichere Verhältnisse auszuwandern. Trotz regster Agitation haben's die Führer der Zionisten noch nicht weiter gebracht, als daß etwa 7000 Juden in Palästina eingewandert sind. Und diese stammen fast sämtlich aus Rußland und sind Bolschewisten. Sie fühlen sich bitter enttäuscht. „Kommt nur, kommt nur, in Palästina bekommt ihr alles, Land, Häuser, Geld und ein sorgloses Leben.“ So erzählen sie, habe man ihnen gesagt. Jetzt aber hat man sie beim Straßenbau beschäftigt, und sie sollen schwer arbeiten.

Niemand mag diese Leute leiden. Kommen sie in die Städte, so erregen sie durch ihr sittenloses Benehmen Anstoß, denn der Araber denkt in solchen Dingen sehr streng. Auch suchen sie ihre Anschauungen zu verbreiten und sagen den Leuten: „Warum kommt ihr Araber nicht besser vorwärts? Nur deshalb, weil ihr so dumm seid, an einen Gott zu glauben. Kein gebildeter Mensch glaubt noch an solchen Unsinn.“ Jedem Araber aber solche Reden höchst anstößig, denn sie alle, ob Muslime oder Christen, haben eine sehr große Achtung vor dem Propheten. Ein vornehmer Araber sagt: „Diese Juden sind keine Menschen. Andere Länder haben sie vertrieben, damit sie uns aufzwingen, damit Gott in Palästina sammle. Aber wenn das geschehen ist, dann müßte sich jeder glücklich preisen, Gottes zu gehören.“ Auch die alten Juden im Lande wohnen, wollen von diesen Fremden nichts wissen und sind un-

aber sind die Araber, ob Christen sind. Darin sind sie einig: Die Juden wollen euch nicht zusammenleben. Aber das ist nicht die ganze Sache. Die Völker. Eines muß das andere nicht verdrängen. Bei der Maisfeier in der Stadt Jafa die Juden den Zionismus aufforderten. Die Araber, und dabei gab es am 1. Juni und Juli die arabischen Völker. Sie vermitteln den Arabern, die etwa 2 Kilometer drau- anfern müssen, und dem Lande. Sie erklärten, daß sie keinen jüdischen Einwanderer mehr ans Land bringen. Ende Juni kam ein französischer Dampfer mit 500 jüdischen Einwanderern, und die Bootsleute weigerten sich, diese ans Land zu befördern. Eine ungeheure Bewegung bemächtigte sich der ganzen Stadt. Die Araber versammelten sich am Hafen und nahmen für die Bootsleute Partei. Alle Mauern waren mit Menschen besetzt. Auf den flachen Dächern saßen die Weiber und stimmten mit ein in das allgemeine Geschrei. Alle Vermittelungsversuche der Regierung und Drohungen des französischen Konsuls blieben erfolglos. Maschinengewehre wurden aufgeföhren, aber die englische Regierung wagte es angesichts der drohenden Haltung des Volkes nicht, davon Gebrauch zu machen. Endlich fuhr der Hafenkommandant mit seiner Pinasse hinaus, um selbst die Einwanderer ans Land zu

*) Zur Grundlage dienen Berichte in dem „Bote aus Zion“.

bringen. Aber an der Landungsstelle standen die Bootsleute bereit mit geladenen Gewehren und schickten dem Kommandanten ein Boot entgegen mit der Warnung: „Wenn euch euer Leben lieb ist, so rufen wir euch, die Juden auf den Dampfer zurückzubringen. In dem Augenblick, in dem ihr durch die Klippen fahrt, fliegen unsere Kugeln.“ Der Kommandant gab nach und brachte die Juden an Bord zurück. Am nächsten Tage sollen sie weiter nördlich in Haifa gelandet sein.

Man sieht aus dem allen, wie tief die Erregung der Araber ist, die fest darauf bestehen: „Wir wollen keine neuen Juden“. Ebenso wehren sich auch die Bewohner des unter französischer Verwaltung stehenden Landes Syrien gegen jüdische Ueberflutung. So lesen wir in einem in Jerusalem erscheinenden jüdischen Wochenblatte „Palestine Weefly“, welches schreibt: „Die Unterdrückung der Zionisten in Beirut erstreckt sich auf ganz Syrien. Der Gouverneur von Damascus hat strengsten Befehl gegeben, keinen Zionisten über die Grenze zu lassen, damit die Seuche des Zionismus nicht auch in Syrien eindringe.“

So zeigt sich, daß die Pläne der Zionisten, die sich in Büchern und Zeitschriften und begeisterten Versammlungen so einfach und schön ansahen, an dem Widerstande der durch die Juden zu beglückenden Völker zu scheitern drohen. Die erhoffte Gründung „des jüdischen Nationalstaates“, die auch von vielen Christen auf Grund der Bibel erwartete „Rückkehr der Juden ins gelobte Land“ steht noch in weitem Felde. Es erweckte den Anschein, als ob die so schnell aufgeschossene Pflanze des Zionismus dem Kürbis des Propheten Jona ähnlich sei, der über Nacht plötzlich aufschoss, und ebenso schnell an einem Tage auch wieder vertrodnete.

Schwabenspende für das Kinderheim „Schwäbische Sonnenstrahlen“ bei Freudenstadt auf dem Schwarzwald.

Die angemeldete Sammlerin und Delegierte des Württembergischen Roten Kreuzes, Frau Luise Döninghaus, hatte durch Krankheit verhindert leider nicht nach Santa Catharina kommen können und den Unterzeichneten gebeten, im Norden Santa Catharinas die Sammlung zu übernehmen. Sie sandte zu diesem Zwecke 1000 Künstlerpostkarten mit prächtigen schwäbischen Landschafts- und Volksbildern, die in jedem Haus eine Zierde und wertvolle Heimaterinnerung sind. Die Karten, durch Schwabenkinder ausgetragen, wurden abgeholt, fanden willige Abnehmer. Der liebe, kleine Herr hat allein in Hammonia 100 Stück schnell abgesetzt und für die noch übrigen Karten vollends rasch Abnehmer gefunden, um einen günstigen Verkauf zu ermöglichen.

Neben der malenden Kunst
Sammelwerk unterstützen. Wenn
wie die Schillers ist, so trägt
Leid und Empfinden Rechnung
französischen englischen, spani
Stoffen, sondern vergegenw
allen Grenzen, so wie einst
Testaments die Noth ihres
Sollte dies deutsche Geder
Flamme in jedem Herzen
spricht? Soll nicht
deutsche Mensch^h
graphisch verst^h

So wünschte!
Dahum ließ ich es drucken
kauft, verbreitet, versendet das Gedenkblatt
für ein Conto, es kann 10 Contos in Br
schwäbische Kinder, die im Geist des Gedenkbl.
den sollen. Dr. Aldinger, Hammonia.

Auch eine Aufgabe der Kirche.

Die Buger sind gezähmt. Ein sehr anerkennenswerthes Werk ist durch Herrn Eduard Hörhan an der Station Plate in der Hansa geleistet worden. Die Kolonisten werden von den Wilden nicht mehr belästigt, und diese haben am Plate einen gewissen Grad der Kultur erreicht. Sie wohnen friedlich beisammen und bearbeiten ihre Pflanzungen. Zum Beweise dafür sind jetzt zwei von ihnen nach Florianopolis geschafft worden, um dem Governador vorgestellt zu werden.

Alles ganz gut! Aber können wir als Christen uns dabei beruhigen? Haben wir da keine Aufgabe? Sollen und müssen wir ihnen nicht auch die christliche Religion bringen?

Die Gegner sagen: „Verschont doch die Heiden mit eurer Religion! Laßt ihnen ihren Buddha, ihren Wischnu und ihre Götzenbilder! Sie sind ihnen lieb und sie fühlen sich wohl dabei.“ Wie es mit diesem Sichwohlbefinden aussieht, davon erzählt uns vielleicht Herr Pastor Hofsted einmal. Ueberhaupt kann doch nur der so reden, dem seine eigne christliche Religion nicht mehr weit erscheint als Buddha, Wischnu und die Holzgötzen der Neger. Kultur allein macht keinen Menschen glücklich. Im Gegenteil: Kultur ohne Religion ist Weltgift. Erst die Religion wandelt das Gift in wertvolle Nahrung. Wohin es führt, wenn den Leuten die Religion als ein überwundener Standpunkt erscheint, das sehen wir an unserm armen deutschen Vaterlande. Weil aber ein großer Teil des deutschen Volkes die Religion noch als sein höchstes Gut betrachtet, weil deutscher Glaube, deutsche Frömmigkeit noch nicht gestorben ist, drum glauben wir mit fester Zuversicht an den Wiederaufstieg Deutschlands aus dem Abgrund, in den es trotz seiner hoch entwickelten Kultur gesunken ist.

Wie es anzustellen ist, unseren „kultivierten“ Bürgern die christliche Religion zu bringen, die bis jetzt grundsätzlich von ihnen fern gehalten worden ist, das ist eine schwierige Frage. Aber zunächst gilt es, einmal die Pflicht zu erkennen, und dann: Wo ein Wille, da ist ein Weg! W. Lange.

Ansichten und Erlebnisse des Kolonisten Hackeberg aus
der Bananentiefe.

Diesmal habe ich Ihnen aber viel zu erzählen. Nämlich vom deutschen Gesandten. Der ist doch bei uns oben durchgefahren, mit dem Herrn Feddersen, und da hat er ja auch mit welchen von uns geredet. Mit mir nicht, denn wo ich ein bißchen klein bin und er so sehr groß, da habe ich mich hinten gehalten, sonst hätte der Rottmann wieder Wiße über mich gekriegt, weil er auch so lang ist und immer auf mich runterkuckt. —

Aber nette Leute sind sie, der Gesandte und seine Frau, das muß man sagen; auch der Dritte, der wo bei Ihnen gewohnt hat, wie die Leute sagen. Der muß aber mal mit dem Gesicht in die Fensterscheibe gekommen sein, weil er so viele Schnitte im Gesicht hat. Der Albert Beel hat nachher zu mir gesagt: nu bin ich auch Republikaner, wo die von der Republik so'ne netten Leute schiden, die mit uns reden, als wenn sie's anders wären als wie, wir auch. Aber ich glaube, daß sich der Albert Beel, das sind eben keine Republikaner, und ja dem Kaiser seine alten Beamten, was noch im Lande geblieben sind, damit nicht alles drunter und drüber geht, und ich denke mir, es kommt ihnen manchmal sauer genug an. Aber Sie müssen sie ja besser kennen. Aber über den habe ich gelacht, aber ich schreibe Ihnen den Namen. Der ist nu ganz Brasilianer wie er sagt, obgleich er Portugiesisch und não weiß und bom dia, aber aus dem Gesangslande im Ribeirão dos Ratos ist er ausgetreten, weil sie da im Ausland, Deutschland über alles" gesungen haben. Na, muß er ja halten wie er denkt, da will ich nichts zu sagen. Aber wie der Gesandte gekommen ist, da hat er sich in die erste Reihe gestellt und hat sich vorstellen lassen, da war er auf einmal so deutsch, als ob er erst seit drei Tagen im Lande wäre. So ein Onkel ist das! —

Na, es gibt ja auch noch schlimmere. Da bin ich neulich noch einmal auf der Kammer gewesen, wegen Steuern und auch wegen unserer Straße, daß da eine Brücke neu gemacht werden mußte. Da haben sich zwei sehr gezannt, ich habe sie nicht gekannt, aber nachher habe ich gehört, was da gewesen ist. Da hat ein Kolonist vom andern haben wollen, er soll ihm Ziegel fahren. „Nein,“ sagt der, „das darf ich nicht, dann müßte ich Steuern zahlen als Fuhrgeschäft.“ Der andere hat aber gebeten und gedrängelt, und da hat er ihm seinen Wagen und die Pferde geborgt, und der andere hat selbst die Ziegel damit geholt, so drei Tage lang. Dann hat er ihm seinen Wagen wiedergegeben. Nu hat der, was der Besitzer von dem Wagen war, ihm gesagt, er solle ihm acht Milreis geben für die Abnutzung von Wagen und Pferden, und das finde ich ganz richtig, denn besser werden sie doch nun einmal nicht vom Ziegelfahren. Was macht der, was sich den Wagen geliehen hat? Er geht auf die Kammer und reist den

anderen an, daß er Geschäfte mit Fuhrwerk macht und mühte Steuern zahlen. Was sagen Sie dazu? Ich meine, das ist eine Schlechtigkeit, und bei uns in der Bananentiefe sollte er man nicht wohnen, da wären sie mal alle einig und täten den Kerl verhaufen. Es sind doch schon so Steuern genug, und daß da einer den andern noch mutwillig anzeigt, als ob er Geschäfte mit Fuhrern machte, was gar nicht wahr ist, das ist doch nicht recht. —

Als ich auf der Kammer war, da ist ein Verein vorbeigefahren, im Auto, und eine Fahne haben sie aufs vorderste Auto gesteckt. Fußballspieler waren's, habe ich gehört. Die haben was gesungen, aber so was habe ich in meinem Leben nicht gehört. Als ob die Frösche vom Sumpf im Auto säßen. Sagen Sie, muß das sein, und machen Sie das alle so? Meine Frau hat für unsern Jüngsten einen Fußball gekauft, wo ich ein bißchen gebremst habe, denn ich fand ihn sehr teuer. Aber wenn er nun auch noch wie ein Frosch quaken muß, dann kann das ja sein werden, wo ich schon so Angst um unsere Fenster-scheiben habe.

Sagen Sie, ist das wahr, daß auf dem Hochlande das Vieh so billig ist? Dann werden ja wohl nächstens die Fleischpreise fallen. Oder ist das auch wieder nicht wahr.

Nun muß ich aber aufhören!

Ein frohes „neues Jahr“ wünscht

Ihr getreuer

Karl Hadeberg.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Krankenpflegekursus im evangelischen Krankenhaus zu Blumenau. Unter Leitung des Chefarztes, Dr. Chr. Johnsen, und der Schwestern der „Frauenhilfe fürs Ausland“ findet im evangelischen Krankenhaus zu Blumenau ein Lehrgang für Krankenpflege vom 1. April 1922 ab statt.

An diesem Kursus können junge Mädchen von 18 bis zu 35 Jahren teilnehmen. Erwünscht ist gute Schulbildung, notwendig ist ein entschiedener Wille, auch dann auszuhalten, wenn die Arbeit schwer wird.

Die jungen Mädchen erlernen die Pflege der Kranken und Hauswirtschaft. Sie wohnen im Krankenhaus und erhalten volle Verpflegung. Nur die Wäsche muß auf Kosten der Teilnehmerinnen außerhalb gewaschen werden.

Die Teilnehmerinnen müssen sich auf ein Jahr verpflichten und sich unbedingt der Hausordnung fügen. Sie zahlen einen Pensionspreis von 40 Mk. Einfache Kleider und Wäsche, sowie Bettwäsche, Kissen und Wolldecke haben sie mitzubringen. Weiße Schürzen und Mützen, wie sie während des Lehrganges getragen werden, stellt das Haus.

Weitere Anfragen sind an Schwester Sophie Zink, Blumenau, Evangelisches Krankenhaus, zu richten.

Blumenau. Die kirchliche Statistik des vergangenen Jahres lautet:

Getauft wurden 194 Kinder, im Vorjahre 152;
Eingefegnet wurden 114 Kinder, im Vorjahre 131;
Getraut wurden 51 Paare, im Vorjahre 48;
Kirchlich begraben wurden 28 Personen, im Vorjahre 39;
Am Abendmahl nahmen teil 1029 Personen, im Vorjahre 768;
An Kollektengeld ging ein 415\$540 gegen 339\$ im Vorjahre.
Außerdem wurden kirchlich gesammelt und abgeführt:
für den Gemeinde-Verband 49\$700;
für Not in Deutschland 234\$720;
für das Mutterhaus in Wittenberg 106\$000;
für Kirchenaus schmückung 70\$700.

Itoupava. Am 4. Dezember fand in Anwesenheit des deutschen Gesandten, Geheimrat Plehn, und seiner Gattin die Einführung des neuen Pfarrers, Herrn Friedrich Ohas, durch Pfarrer Neumann statt. Der Gesandte benutzte die Gelegenheit, sich mit einer Reihe von Gemeindegliedern sehr freundlich zu unterhalten.

Das neue Pfarrhaus ist fertiggestellt, Herr Pfarrer Ohas hat es bereits bezogen.

Brusque. Seit Mitte November ist die Pfarrersfamilie ins neue Pfarrhaus eingezogen. Wenn der Besucher den Kirchberg hinaufkommt, bietet sich ihm an der Stelle, wo das alte Haus stand, der Anblick eines stattlichen zweistöckigen Gebäudes dar. Durch eine breite Veranda betritt man den Flur des Hauses. Im Erdgeschoß liegen vier Zimmer. Aus einem derselben führt eine Tür auf eine zweite, an der Südseite des Hauses gelegene Veranda hinaus. Eine breite Treppe führt

in den zweiten Stock, der fünf Räume enthält. Auf dem Dachboden befinden sich noch zwei Dachkammern. An die Westseite des Hauses ist die Küche angebaut mit Speisekammer und Badezimmer. Die alten Stallungen sind wiederhergestellt, zum Teil neu hergerichtet. Um das Haus herum entfaltet der Kirchendiener eine rege Tätigkeit, um die durch den Bau entstandene Unruhe zu tilgen und Ordnung zu schaffen. Viele Hände sind tätig gewesen, dem Pfarrer ein schönes Heim zu schaffen. Die Baukommission, die Bauleitung und die Arbeiter haben ihr Bemühen daran gesetzt, ein Werk zu schaffen, das der Gemeinde Ehre macht. Und die Opferwilligkeit der Gemeinde hat die Mittel zum Bau dargereicht. Herr Carlos Renaux hat 5 Contos gestiftet, die Gemeinde hat durch Sammlungen und Veranstaltungen binnen zwei Jahren 7 Contos aufgebracht, sodas als Restschuld die Summe von nur 5 Contos bleibt. Erwähnt sei noch, daß dem Pfarrer von privater Seite 100 Mk. überreicht wurden, um die alten Pfarrhausmöbel gebrauchsfähig zu machen und um einen Teil für die unumgänglichen Wiederherstellungsarbeiten in der nächsten Umgebung des Pfarrhauses zu verwenden. Möge das neue Haus eine Stätte werden, daraus der Gemeinde durch die Arbeit ihrer Pfarrer die Kräfte fließen, die sie reif machen am inwendigen Menschen.

• Für den Sammentisch. •

Mein Freund Hannlurz.

Von Wilhelm Arminius.

(Schluß.)

Die Abendsonne trat aus den Wolken, überglitzerte den Strom und blendete die Augen. So viel aber sahen wir doch, daß sich jetzt neben dem schwimmenden Kopf noch ein anderes Dunkles befand.

Aber wo blieb das Rettungsboot? Eben erst war es erreicht worden.

„Verfluchte Zeit verloren“, brummte einer der Offiziere; „es ist

Bon den Zille aus war der Vorgang eben“.

Auch hier hatte sich ein Nachen weiter entfernt als der andere. Immer kämpfte und kämpfte. Wir sahen die blickenden Reflexe auf den waren lautlos geworden. Wir sahen, scharfer Stimme glücken. der Umstehenden und trugen

„Ich seh' nichts mehr!“ und durcheinander von Stimmen. schluchzte auf. Ich hatte rum rannten die Leute. „Einen haben sie!“ — „Gut, wie sie 'n

Warum halten sie — „Nä, Wetter“ — „Ein!“

Es konnte ja nicht möglich sein, das Boot angerudert — aber stromabwärts auf jenem hielt noch immer der andere Kahn. Da mußte noch Rettung möglich sein — mußte noch!

Sie war möglich!

Gerade als der Schwimmmeister aus dem vorderen Kahn herüberschrie: „Wir bringen ihn! Weber ist es!“ glitzerte weiter abwärts ein heller Sonnenfunken auf blankem Eisen, und eine Gestalt zog sich langsam über Bord des anderen Kahnes.

Das war Hannlurz, und er war auch gerettet!

Wie ein Besessener sprang ich herum, als er zurückgebracht wurde. Alle drängten mir nach. „Verflucht will ich sein, wenn ich noch mal Klettermännchen sage!“ schrie einer, und das war der Spahmacher. Der Hauptmann fragte: „Sagen Sie mal, Hornschuh, was haben Sie da noch so lange im Wasser gemacht? Der andere war doch bereits im Kahn.“

Mein Freund Hannlurz aber nahm seine Waffe von der Schulter und meldete: „Mei Gewehr, Herr Hauptmann, zu Befehl, ich hatt's verloren und hab' danach tauchen müssen!“ Da gab's brausenden Jubel um den Braven. —

Brüder.

Von Südwesten düstelt der Hochwald des Rennstiegs herüber. Ein weich geschwungenes, grünes Hügel land breitet sich ringsum aus.

Ein paar versengte Blätter kistern, ein Stückchen Gipsgeröll bröckelt ab und eilt mit immer hastiger werdenden Sprüngen zu Thal. Unten versucht es, der lagernden Steinmasse von ihrer Beschleunigung mitzutheilen; als es ihm nicht gelingt, versinkt es in die frühere Trägheit.

vielmehr ein neuer Ton von oben hörbar wurde, begann er den Kopf zu schütteln, und der Zug des Nergers wurde wieder deutlich.

lopf. Ob sie stand oder ging, immer machte sie den Eindruck häuerlicher Einfachheit und Schwerfälligkeit.

Einen Augenblick ruhte sie im Schatten des Schuppens aus und wuschte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, dann setzte sie den Napf ab und sah in der Brennhütte mit vor.

„Blissig gewast, Diefchen?“ rief ihr Wehm mit ausleuchtendem Blick zu und reichte ihr die breite Rechte hin.

Sie nickte zu dem Gruß, die Hand übersah sie. Hastig trat sie an den Burschen heran, blickte ihn mit ihren runden, etwas vorstehenden gutmütigen Augen an und sagte: „Soll ichs hütt dun?“

Fast erschrocken blickte der große Mensch in das erwartungsvolle Mädchengesicht. „Wann's so weit is —“

„Ju — 's derf schon sein.“

Da zuckte er die Achseln und bückte sich hastig zu einem Steinblock, der vor ihm lag. Aber als er ihn heben wollte, versagte die Kraft.

Das Mädchen sah seinem Bemühen einen Augenblick gedankenlos zu, dann ging sie tief aufatmend zu dem Schuppen zurück. Sie stellte den Napf auf die Bank und setzte sich daneben. Wie sie ausblickte, hatte sie durch die offene Tür gerade den braunäugigen Burschen vor sich. Ein Weilschen betrachtete sie ihn bei seiner Arbeit und wurde rot und blaß.

„Bigschen —“

„Diefchen —“

Der Angeredete schaukelte ruhig weiter.

„Ich dank dir auch für heut morgen. Grüßlich fein häst widder geblasen.“

„Kein Ursach — für dich hun ichs net gedan.“

„Nä — ju — nä — — aber ich weiß, wo du äwerall gewast bist. Verscht auf'm Gömichen un auf'm Dornzenberg. Dār Här'r beim Kommerzienrat in 'r Ruhl — dau weißt, dār Offizier gewast is, hät me's verzählt. Und ä hät gefragt, wer so blasen kun. Und dann hätt ä gesagt, bei 's Müldär müßt dār!“

„Bei 's Müldär?“ — Wie ein Bliß war jetzt der schmale Kopf, auf dem der dicke Haarbusch schwankte, herumgefahren. Die Blicke ruhten eine kurze Spanne auf des Mädchens breitem Gesicht, dann gingen sie unter dem Ziegeldach entlang hinaus in die grüne Wette, und was sie da sahen, das mußte wohl etwas Seltsames sein, aus Dunkel und Hell zusammengekehrt, denn es zuckte so sonderbar in den blauen Augensternen. Die Pupillen weiteten und verengten sich, und der ganze überschlanke Körper des Burschen erlag einem Zittern.

Aber nun schlossen sich die Augen mehr und mehr, Starre kam über den noch heftig Erregten, und er sagte mit abgewandtem Gesicht: „Se nähmen mich ju net bei dan Husar. Dann stellte er die Schaufel weg und betrat den Schup.“

Das Mädchen schob ihm das Essen auf die Bank und ihm selbst dabei näher. Von unten her flüsterte sie dringend zu ihm auf: „Geh doch, dau! Husar?! Me jonger E dat, ä alter Bettler! Nä, das ist nüscht. — In de Muckapell müßt, Bigschen! Weißt, zu Hällersch in 'r Ruhl mitgehn! Ju, ze Häller!“

(Fortsetzung folgt.)

Piebesgaben.

Für „Katharinenstift“, Wittenberg, von W. E. 1 \$, Ab. Rant 2 \$, L. 5 \$.
Gott vergelt's! Pfarrer Lange.

Für die Arbeitergemeinde Kirchmöser gingen noch ein: Hasermann, Massaranduba, 5 \$, A. S. 2 \$, E. R. 2 \$, S. B., São Paulo, 5 \$, Kollekte 80 \$.
Herzlichen Dank! Pfr. Neumann.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 15. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Garcia;
7 1/2 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 22. Januar, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 29. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar.
Sonntag, 5. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava-
Norte; 8 Uhr abends, in Blumenau.
Sonntag, 12. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 19. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Belchior; 2
Uhr nachm., Gottesd. im Bahú.

Sonntag, 26. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Rußland; 8
Uhr abends Gottesd. in Blumenau.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwochs in Altona,
Donnerstags bei Ehrhardt in der Belha, Freitags in Itou-
pava Norte, findet nachm. von 3 bis 4 Religionsstunde statt.
Pfarrer Neumann.

Evang. Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 22. Jan., Gottesd. in Itoupava Rega; nach dem
Gottesdienste Delegiertenversammlung. Die Taufen fin-
den vor dem Gottesd. statt.

Sonntag, 29. Jan., Gottesd. in Massaranduba (Schule 53).

Sonntag, 5. Febr. 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. u. heil. Abendm.
im 13. Mai; 4 Uhr nachm., Gottesd. und heil. Abendm.
in Brago do Sul.

Sonntag, 12. Febr., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 19. Febr., Gottesd. in Itoupava Rega.

Sonntag, 26. Febr., Gottesd. in der Telegraphenlinie.

Sonntag, 5. März, Gottesd. in Jacú assú.

Die Gottesdienste beginnen um 9 1/2 Uhr.

Pfarrer Ojas.

Vereinigte Evang. Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Badensfurt.

Sonntag, 22. Jan., Gottesd. in Fortaleza.

Sonntag, 29. Jan., Gottesd. in Itoupavazinha.

Falls nicht ausdrücklich eine andere Zeit angegeben, be-
ginnen die Gottesdienste im Sommer-Halbjahr um 9 Uhr
vormittags.

Pfarrer Kessel.

Evang. Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Testo-Central.

Sonntag, 22. Jan., Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 29. Jan., Gottesd. und heil. Abendm. in Rio Serra.

Sonntag, 5. Febr., Gottesd. in Pommerode.

Pfarrer Lange.

Evang. Gemeinde Timbo.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Timbo.

Sonntag, 22. Jan., Confirmation in Beneditto Novo.

Mittwoch, 25. Jan., 9 Uhr vorm., Generalversammlung der
Delegierten der Gemeinde in Timbo.

Sonntag, 29. Jan., Gottesd. und heil. Abendm. in Carijos;
3 Uhr nachm., Gottesd. in Termulde.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Hohlfeld.

Gemeinde Hammonia.

Uhr nachm., Gottesd. in Tucanbach.

Uhr vorm., Gottesd. in Taquaras;

Gottesd. im Unteren Rafael.

Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia;

Delegiertenversammlung.

Gottesd. in Neu-Bremen, Ernte-

Pastor Grimm.

Sella Alliança.

Gottesd. im Brago do

am Mosquito

Gottesd. am Tanyó.

Gottesd. im hinteren

Tronoi

Sonntag, 5. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Rio Batalha.

Sonntag, 12. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südm.
Pfarrer Sahn.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 15. Jan., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 22. Januar, Gottesd. in Brusque; danach Kinder-
gottesd.

Sonntag, 5. Febr. Gottesd. in Brusque; danach Aufnahme-
prüfung der Konfirmanden.

Sonntag, 12. Febr., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-
gottesd.

Pfarrer Ratsch.

Verantwortlicher Schriftleiter Pfarrer Neumann Blumenau.